

»Nach kultureller Integration ruft, wer keine gesellschaftliche Integration zu leisten vermag.«

Interview mit dem Erziehungswissenschaftler Prof. Dr. Arnd-Michael Nohl



DHM-Museumspädagogik: Sie haben in Ihrer Forschungsarbeit die Situation deutscher Jugendlicher und Jugendlicher mit Migrationshintergrund miteinander verglichen. Was haben Sie herausgefunden?

Herr Nohl: Ich habe drei Gruppen von Jugendlichen einander gegenübergestellt: türkische Jugendliche in der Türkei, deutsche Jugendliche und Jugendliche türkischer Herkunft in Deutschland. Bei den ersten beiden Gruppen handelte es sich um einheimische Jugendliche, bei der dritten um Jugendliche mit Migrationshintergrund. Es hat sich deutlich gezeigt, dass die einheimischen Jugendlichen, und zwar sowohl in der Türkei als auch in Deutschland, keinen scharfen Kontrast zwischen den beiden Sphären Familie und Gesellschaft erfahren. Anders die Jugendlichen mit Migrationshintergrund: Diese erfahren Familie und Gesellschaft als zwei kontrastierende Sphären, in denen sich die Normen und Werte, aber auch die Art und Weise, miteinander umzugehen, beträchtlich unterscheiden. Die eine Sphäre ist die deutsche Gesellschaft, mit deren Erwartungen etwa in Bezug auf Schule und Beruf Migrant*innen konfrontiert werden. Sie erfahren aber auch Diskriminierung auf der Grundlage ihrer ethnischen Zugehörigkeit. So werden jugendliche Einwanderer von der Polizei öfter kontrolliert als deutsche Jugendliche. Oder sie kommen nicht so einfach in eine Diskothek hinein. Die andere Sphäre ist die Familie. Die Familien der von mir untersuchten Jugendlichen sind stark von den dörflich-bäuerlichen Milieus in der Türkei geprägt. Die von ihnen nach Deutschland tradierten Lebensformen lassen sich damit nicht verallgemeinernd als türkisch bezeichnen, sondern sind spezifisch für bestimmte Milieus in der Türkei. Die Jugendlichen haben große Probleme, die beiden Sphären miteinander in Übereinstimmung zu bringen. Dies liegt auch daran, dass es nur sehr wenig Kommunikation zwischen Gesellschaft und Familie

gibt. Auf der einen Seite interessieren sich Personen, die die Gesellschaft verkörpern, wie vor allem Lehrer, nicht sonderlich für die Familie. Und auf der anderen Seite kümmern die Eltern sich wenig um die Schulkarriere ihrer Kinder. Wir haben ein ähnliches Phänomen bei einheimischen Arbeiterkindern. Die Distanz zur Schule und zur Lehrerschaft ist hier ebenfalls groß.

DHM-Museumspädagogik: Kann man, ausgehend von Ihren Beobachtungen und Befragungen, von einer spezifischen Migrant*innenjugendkultur sprechen? Oder handelt es sich bei Jugendkulturen eher um globalisierte Phänomene, die wenig mit dem persönlichen Hintergrund der Jugendlichen zu tun haben?

Herr Nohl: Es hat sicher mit beidem zu tun. In der Adoleszenz, mit 16 bis 19 Jahren, setzt man sich ja intensiv mit der Familie und mit der Gesellschaft auseinander und sucht nach seinem Platz in der Gesellschaft. Bei den Jugendlichen, die ich untersucht hatte, war eine Clique, die hatte einen Weg gefunden, sich sowohl von der Herkunftsfamilie als auch von der Gesellschaft abzugrenzen und eigene Sachen zu finden. Am Anfang hatten sie noch ziemlich viel mit Drogen, Schlägereien und Diebstählen zu tun. Aber sie haben irgendwann gemerkt, dass dieser Weg so nicht weitergeht, auch weil sie massive Schwierigkeiten mit der Polizei bekommen hatten. Und in der ganzen Zeit hatten sie schon nebenbei Breakdance gemacht. Sie haben ein eigenes

»Migrant*innenjugendliche erfahren Familie und Gesellschaft als zwei kontrastierende Sphären, in denen sich die Normen und Werte, aber auch die Art und Weise, miteinander umzugehen, beträchtlich unterscheiden.«

Breakdanceteam aufgebaut, das sehr populär geworden ist. Damals, also Ende der Neunziger Jahre, waren sie schon fast in der Hochkultur angekommen mit Aufführungen in der Deutschen Oper und Auftritten vor jungem Publikum in der ganzen Welt. Natürlich kamen die Vorbilder für Breakdance aus der medial vermittelten, globalisierten Jugendkultur des Hip-hop. Die Jugendlichen hätten sich aber nie diesen unglaublich harten Sport ausgesucht, wenn

sie nicht in dieser speziellen Situation gewesen wären: also zum einen die Adoleszenzkrise und zum anderen ihr Migrationshintergrund, bei dem sie sich von den gesellschaftlichen und familiären Erwartungen wie Berufskarriere oder Heirat abgegrenzt haben.

DHM-Museumspädagogik: Welche Unterschiede haben Sie zwischen weiblichen und männlichen Jugendlichen beobachtet?

Herr Nohl: Manche Mädchen grenzen sich ebenso wie die Jungen von ihrer Familie ab und gehen eigene Wege. Es gibt aber auch Mädchen, die versuchen, den Vorstellungen ihrer Eltern zu entsprechen und sich auf die Sphäre der Familie konzentrieren. Man darf aber nie denken, dass das nur Mädchen machen, das machen auch Jungs. Diese Jungen mögen in der Adoleszenzzeit sehr viel außerhalb der Familie unternehmen, auch Freundinnen haben, aber auch sie werden nachher per arrangierter Ehe verheiratet. Es wird ja viel über Verwandtschaftsbeziehungen hier in Deutschland gesprochen. Das hat oft mit einer Mischung aus Zwang und Freiwilligkeit zu tun.

DHM-Museumspädagogik: Bildung ist ein zentraler Wert der modernen Leistungsgesellschaft. Statistiken zeichnen ein alarmierendes Bild, was die Teilhabe von Migrantenkindern und -jugendlichen an höherer Schulbildung betrifft. Wie beurteilen Sie die Situation?

Herr Nohl: Das hängt von den Statistiken und ihren Erhebungsmethoden ab. Die Bildungsstatistik der Kultusministerkonferenz geht wie die Kriminalstatistik nach dem Pass vor, was zu verzerrenden Ergebnissen führt. Nach dieser Statistik erhalten im Schuljahr 1999/2000 zum Beispiel 25,5 % der deutschen Jugendlichen die Hochschulreife, aber nur 9,7 % der ausländischen Jugendlichen. 40,9 % der ausländischen Jugendlichen machen Hauptschulabschluss, aber nur 24,6 % der deutschen Jugendlichen. Übersehen wird, dass unter den Jugendlichen mit deutschem Pass viele einen Migrationshintergrund haben und die Aussiedlerjugendlichen als Deutsche erfasst werden.

Die Statistik zeichnet auch dadurch ein falsches Bild, dass man nur nach dem Pass und nicht nach der Schichtzugehörigkeit schaut. Gerade bei den türkischen und exjugoslawischen Kindern wurde eine Auswahl von Schülern, die überwiegend aus der Arbeiterschicht stammen, einer Auswahl von einheimischen Schülern, die nur zum kleineren Teil aus der Arbeiterschicht stammen, gegenübergestellt. Dadurch erscheinen dann die ausländischen Schüler als besonders schlecht im Schulerfolg, während die deutschen Kinder als besonders erfolgreich erscheinen, obwohl es mehr mit der Schichtzugehörigkeit als mit dem Pass zu tun hat.

Die Pisa-Studie ist differenzierter angelegt. Dort wird erstens gefragt, ob die Eltern eingewandert sind, und zweitens, welche Familiensprache gespro-

chen wird. Bei den Jugendlichen, bei denen nur ein Elternteil eingewandert ist, ist der Unterschied zu den Deutschen ganz minimal. Aber dort, wo beide Eltern eingewandert sind, gibt es starke Unterschiede. Nur 15 % der Kinder, deren Eltern beide eingewandert sind, besuchen das Gymnasium. Bei den einheimischen Kindern sind es 30 %. Und 50 % der Kinder, deren Eltern eingewandert sind, besuchen nur die Hauptschule, während das bei den Kindern mit einheimischen Eltern nur 25 % sind. Bei Pisa ging es aber auch sehr differenziert um die Schichtzuge-

»Die Statistik zeichnet auch dadurch ein falsches Bild, dass man nur nach dem Pass und nicht nach der Schichtzugehörigkeit schaut.«

hörigkeit der Eltern und die Familiensprache. Hier wurde deutlich, dass die Schichtzugehörigkeit, aber auch die nichtdeutsche Familiensprache viel zum schlechten Abschneiden von Einwandererkindern beiträgt.

DHM-Museumspädagogik: Wie sieht es bei den Mädchen mit der Bildung aus? Mädchen, so wird häufig festgestellt, seien zielstrebig und besser in der Schule. Woran liegt das?

Herr Nohl: Tatsächlich wurde festgestellt, dass Mädchen mit türkischem Pass besser sind als Jungen und auch die besseren Schultypen besuchen. Eine Erklärung ist: Die Elterngeneration, die als Arbeitsmigranten herkam, war bestrebt, viel Geld zu verdienen, um damit die Rückkehr vorzubereiten. Die Jungs werden schneller auf den Arbeitsmarkt geschickt, weil man meint, sie kriegen leichter Jobs. Die Schule für die Tochter hat den Vorteil, dass sie erstens kein Geld kostet und zweitens die Tochter dann nicht zu Hause herumhängt. Neben der elterlichen Seite gibt es die Seite der Mädchen. Sie merken: Je mehr Bildung ich erwerbe, desto weniger Kontrolle erfahre ich durch meine Eltern. Bildung wird innerhalb der türkischen Community hoch geschätzt. Wer gebildet ist, darf sich andere Freiheiten eher erlauben.

DHM-Museumspädagogik: Wie beurteilen Sie die häufig geäußerte politische Forderung nach verstärkter Integration, mit der ja meistens eine Anpassung im sozialen und kulturellen Bereich gemeint ist?

Herr Nohl: Also, ich würde erst mal den Verdacht äußern, dass man umso mehr nach kultureller Integration – und damit ist ja letztendlich so etwas wie Assimilation gemeint – ruft, je weniger gesellschaftliche Integration man zu leisten vermag. Kulturelle Integration meint ja eine einseitige Anpassung der Migrationsbevölkerung an die einheimische Bevölkerung. Gesellschaftliche Integration hieße dagegen, dass man zusieht, dass Migranten möglichst genauso

wie Einheimische in die gesellschaftlichen Systeme wie Bildung, Arbeitsmarkt und Politik integriert sind. Das ist auch eine Aufgabe dieser gesellschaftlichen Systeme. Wie schaffen es die Gymnasien, mehr Migranten zu beschulen? Oder wie schafft es das politische System, mehr Migranten in den Bundestag zu bekommen?

Ich denke, dass die Idee einer kulturellen Anpassung, gerade weil sie immer dann erhoben wird, wenn es auf der gesellschaftlichen Seite nicht so gut klappt,

»Ich würde erst mal den Verdacht äußern, dass man umso mehr nach kultureller Integration – und damit ist ja letztendlich so etwas wie Assimilation gemeint – ruft, je weniger gesellschaftliche Integration man zu leisten vermag.«

auf etwas aufbaut, was keine Basis hat. Um sagen zu können, dass die Migranten sich anpassen sollen, müsste man wissen, woran sie sich anpassen sollen. Auch die einheimische Bevölkerung in Deutschland bildet keine einheitliche Kultur. Vielmehr herrschen in einer modernen Gesellschaft sehr viele, sehr unterschiedliche Milieus mit eigenen Lebensstilen, Normen und Werten. Abgesehen davon, dass sie an bestimmten gesellschaftlichen Orten zusammenkommen, haben sie nichts miteinander zu tun. Zum Beispiel gibt es zwischen Arbeitermilieu und Bildungsbürgertum oder zwischen bestimmten Jugendkulturen und alten Menschen nicht viel Kontakt.

Es wird ja gern das Schlagwort der Parallelgesellschaft an die Wand gemalt: Wenn es eine Parallelgesellschaft gäbe, mit einem eigenen Gesellschaftssystem, mit eigenen Schulen und eigenem Arbeitsmarkt, wäre dies wirklich ein Problem. Wir haben es aber nur mit Parallelkulturen zu tun und die sind in modernen Gesellschaften völlig normal, auch ohne Einwanderung.

Viel wichtiger als kulturelle Anpassung ist es, dass die Menschen lernen, mit den Unterschieden in den Milieus umzugehen. Ich denke, dass das in Deutschland viele Menschen schon ziemlich gut können.

DHM-Museumspädagogik: Nachdem wir die Probleme von Migration angesprochen haben, nun die Frage, welchen Gewinn kann die Gesellschaft daraus ziehen? Welche vielleicht positiven kulturellen Veränderungen entstehen durch Migration?

Herr Nohl: Ich würde nie sagen, dass Migration per se kulturell etwas Gutes bringt für ein Land. Die sehr unterschiedlichen Kulturen, die hierher kommen, sind so einfach gar nicht zu bewerten. Sicher, die Küche in Deutschland hat sich durch die Migranten

extrem verbessert. Es gibt andere Bereiche, die man vielleicht nicht ganz so toll findet, aber per se zu sagen: Die Kultur ist gut, die darf rein und die andere muss draußen bleiben, das ist problematisch.

Ich verspreche mir von Migration so etwas wie eine Beschleunigung der kulturellen Pluralisierung. Pluralisierung bedeutet auch, dass Menschen, die hier aufwachsen, sehen und erfahren können, auf welche unterschiedliche Weise man leben kann. Das kann dazu führen, dass sie sich selbst mehr Gedanken darüber machen, wie sie leben wollen und nicht einfach nur tradierte Lebenswege übernehmen.

DHM-Museumspädagogik: Die nächste Frage weist in die Zukunft: Wenn man davon ausgeht, dass Migration und Integration konfliktreiche und lang andauernde Prozesse sind, die sich über mehrere Generationen vollziehen, was heißt das für die Zukunft? Wie schätzen Sie die weitere Entwicklung des Einwanderungslandes Deutschland ein?

Herr Nohl: Auf der einen Seite wird man sicherlich in Zukunft offener sein gegenüber hochqualifizierten Migranten, sicherlich noch offener als es das jetzige Zuwanderungsgesetz erlaubt. Man wird sozusagen die »nützliche« Einwanderung auch politisch fördern. In dem Zusammenhang wird man versuchen, diese Einwanderer schnell zu integrieren, bis hin zur Staatsbürgerschaft. Auf der anderen Seite bin ich mir sicher, dass die Abschottungstendenzen und die immer ausgeklügeltere Grenzsicherung und zwar nicht nur an der Grenze selbst, sondern auch schon im Vorfeld, viel weiter voranschreiten werden. Man

»Viel wichtiger als kulturelle Anpassung ist es, dass die Menschen lernen, mit den Unterschieden in den Milieus umzugehen, und ich denke, dass das in Deutschland die Menschen schon ziemlich gut können.«

wird immer weiter dazu übergehen, Menschen, die hier nicht erwünscht sind, einfach abzuschieben. Die Tendenz ist schon sehr deutlich, da sehe ich nicht unbedingt viel Positives.

Was das Verhältnis von Einheimischen und Zugewanderten angeht, sehe ich zwei Tendenzen: Einerseits wird in bestimmten Milieus das Zusammenleben von Einheimischen mit Migranten viel enger werden. Es wird Inseln in Deutschland geben, wo so etwas wie Multikulturalität völlige Normalität ist. Die ganzen binationalen Ehen gehören da sicherlich dazu, wo das so selbstverständlich ist, dass man darüber nicht einmal mehr redet. Andererseits wird es andere Milieus geben, die sich noch stärker abgrenzen, wo der Rassismus noch weiter voranschreiten wird. Und da meine ich nicht nur, dass die Deutschen sich von den Einwanderern abgrenzen, sondern durchaus

auch umgekehrt. Es wird auf beiden Seiten solche Abschottungstendenzen weiterhin geben, vielleicht auch in verstärktem Maße.

DHM-Museumspädagogik: Unsere letzte Frage bezieht sich auf unsere Ausstellung »Migrationen 1500 – 2005«. Welche Chancen sehen Sie, Jugendliche mit Migrationshintergrund mit diesem Projekt über das »Zuwanderungsland Deutschland« besonders anzusprechen? Was müsste dabei berücksichtigt werden?

Herr Nohl: Wenn Migrantenjugendliche mit ihren einheimischen Altersgenossen zusammen eine solche Ausstellung besuchen, kann dies ein besonderer Moment der Anerkennung ihrer Herkunft sein. Es wird dann sicherlich eine sehr spannende Dynamik entstehen, die sehr produktiv für den Zusammenhalt der Klasse und für die Bildung aller Kinder und Jugendlichen (auch der einheimischen) sein kann. Dennoch sollte man beachten, dass ein Ausstellungsbesuch auch Schwierigkeiten in sich bergen kann. Drei möchte ich nennen:

Erstens kann für Migrantenjugendliche durch den Museumsbesuch eine belastende Situation entstehen. Sie werden dadurch von Mitschülern und Lehrern unwillkürlich in die Rolle von Repräsentanten und Experten für Migrationsgeschichte gedrängt. Dann müssen sie erzählen, wie es bei ihnen war und so weiter, und vielleicht sollen sie noch erklären, wie es allgemein zur Migration gekommen ist. Auf diese Weise werden Kinder oder Jugendliche, die vorher möglicherweise nur am Rande als Migrantenjugendliche wahrgenommen wurden, jetzt in ihrem Migrationsstatus hervorgehoben. Am Anfang ist dieser Migrationsstatus bestimmt positiv gemeint, er kann von den Mitschülern aber auch leicht umgekehrt als negativ bewertet werden. Das ist ein kritischer Punkt. Wir kennen das aus der interkulturellen Erziehung. Viele der didaktischen Materialien, die es auch für die Schule gibt, sind gut gemeint, laufen aber auch darauf hinaus, dass »Fatma anders ist als wir«. Wenn dann aber Fatma mit im Klassenzimmer sitzt und diesen Satz liest, ist das für sie eine unangenehme Situation, weil sie dann nämlich von den Kindern unmittelbar damit identifiziert wird, was im Buch geschrieben steht. Das, was im Lehrbuch oder auch im Museum geschrieben steht, gilt dann als allgemeines Wissen. Da kann das einzelne Kind kaum noch etwas dagegen sagen.

Das zweite, was ich mir dabei überlegen würde, ist Folgendes: Die Kinder haben ihre ganz individuelle Migrationsgeschichte in der Regel über ihre Eltern mitbekommen. Egal ob diese Migrationsgeschichte eher mythisch ist oder den Erfahrungen der Familie entspricht, bilden sich die Kinder ein Wissen darüber, wie sie nach Deutschland gekommen sind. Dieses Wissen haben sie schon deswegen, weil sie sich gegenüber ihren einheimischen Altersgenossen immer wieder erklären müssen. Aber das heißt nicht, dass dieses Wissen mit dem übereinstimmt, was sie im Museum sehen. Die Darstellung im Museum ist ja

letztendlich sehr generalisiert. Es kann durchaus sein, dass eine bestimmte Konstellation in der Familie sich von dem Gezeigten unterscheidet; also Pendelmigration oder dass bei dem einen als allererstes die Großmutter hergekommen ist und nicht der Großvater. Solche Sachen können dazu führen, dass sich die Jugendlichen missrepräsentiert fühlen. Ich würde also damit rechnen, dass sich nicht jeder in der Ausstellung wieder erkennt und auch nicht wieder erkennen muss.

»Migrantenjugendliche werden von Mitschülern und Lehrern unwillkürlich in die Rolle von Repräsentanten und Experten für Migrationsgeschichte gedrängt. Dann müssen sie erzählen, wie es bei ihnen war und so weiter, und vielleicht sollen sie noch erklären, wie es allgemein zur Migration gekommen ist. Auf diese Weise werden Kinder oder Jugendliche, die vorher möglicherweise nur am Rande als Migrantenjugendliche wahrgenommen wurden, jetzt in ihrem Migrationsstatus hervorgehoben.«

Als drittes wäre die Frage zu stellen, warum die Migrantenjugendlichen besonders angesprochen werden sollen. Was ist der Sinn dahinter? Es kann ja sein, dass ein Jugendlicher sagt »Ich fühl' mich aber gar nicht so, und das interessiert mich auch nicht. Ich lebe hier mein Leben. Das hat überhaupt nichts mit dem zu tun, wo meine Eltern mal hergekommen sind und lasst mich bloß damit in Ruhe.« Engagierte Museumspädagogen oder Lehrer können also durchaus auf eine »Was-geht-mich-das-an-Haltung« treffen. Ich finde es sowohl legitim vom Lehrerstandpunkt aus zu sagen, dass das zur Bildung dazu gehöre, und von der jugendlichen Perspektive aus zu sagen: »Das ist aber eigentlich nicht mein Ding.« Aufgrund dieser drei Punkte würde ich einem Ausstellungsbesuch mit Migrantenjugendlichen mit Spannung entgegen sehen und mit einer Dynamik rechnen, die manchmal belastend, hoffentlich öfter aber bildsam ist.